

Die Brunnenkur.

Humoreske von Wilhelm Herber.

Wenn man erst seit vierzehn Tagen verheiratet ist, kann man keinen jungen hübschen Mann leiden...

Zumal, wenn man trotz des gewöhnlichen Namens Schmidt ganz ungewöhnlich eifersüchtig ist.

Und das war der junge Rentier Christoph Erich Wilhelm Schmidt, seit zwei Wochen Mann der graciösesten, schelmischsten, entzückendsten jungen Frau in Dingsda.

Darum hatte er auch beschloffen, seine Flitterwochen in einem ganz abgelegenen Gebirgsneste — Felsbichel zubenannt — zu verbringen.

Aber mit Schrecken traf er eine ganze Kolonie entferntester Verwandter und naher Bekannter dort.

Darunter den oben im ersten Satz schon verpönten „hübschen jungen Mann“ der auf zehn Meter im Umkreis verbannt war — Better Dillio Urban — noch zu allem Unglück Lieutenant — momentan zwar in Civil, ohne aber sein pitantes schwarzes Schnurrbartchen und sein led-selbstbewußtes, fieses Aufsetzen abgelegt zu haben.

So verlegt er sich auf die schärfste, sorgfältigste Beobachtung und suchte den unbequemen Better in raffiniertester Weise aus dem Bannkreis zu scheuchen.

Heute hatte er ihn mit zwei Führern auf den Karpfentelg gefischt, einem nichtswürdigen Berg, der von unten all das versprach, was er oben nicht hielt.

Die beiden Führer hatte Schmidt dermaßen bestochen, daß sie den guten Dillio als richtige „Anführer“ erst drei-mal um den Berg herum und dann erst hinauf weisen sollten, so daß zu hoffen war, er würde noch morgen und übermorgen von der strapazierten Tour bereit invalid sein, daß er keine Lust verspüre, sich in Damengesellschaft zu zeigen.

Nachdem Schmidt so sein Haus als sorgsammer Ehemann für drei Tage bestellt und zu allem Ueberfluß Frau Ella in sichere Gesellschaft der sechs ältesten Damen der Fremdenkolonie untergebracht hatte, fühlte er das Verlangen in sich, wieder einmal allein einen kleinen Morgenpaziergang zu unternehmen.

Und Frau Ella gönnte ihm das Vergnügen vollkommen. Ihm und sich! Sie hatte die Tage her sich selbst gleich ihm durch seine Eifersüchtelei gequält gefühlt und sich mehrmals inäusheimlich verächtelt, daß Christoph Erich Wilhelm davon geheilt werden müsse, wenn nicht ein leiser Schatten auf ihr Spiegelbildes Spiegelbild fallen sollte.

So schwebte Schmidt denn durch das schmutzige morgensfrische Dörfchen, trällerte vergnügt — er dachte an seinen Verrath an dem Lieutenant — und betrachtete mit so lebiger Miene, als er es vermochte, die Welt.

„Es thut doch wohl,“ murmelte er, „wieder einmal aus dem Ehejoch entzonnen zu sein.“

Und er bildete sich ein, er fühlte sich jetzt wirklich um ein Riesiges freier.

Vielleicht hundert Schritte vor dem Dorf an einem Kreuzweg stand ein alter Brunnen. Eine starke eiserne Kette, die über eine Kurbel lief, trug einen breiten, festen Holzseim in ziemliche Tiefe hinunter, aus dem er gefüllt mit dem unten gesammelten bergfrischen Naß wieder herausgehoben wurde.

Heuer freilich war infolge anhaltender Hitze der Wasservorrath fast ganz verdröht und seine unterirdische Speisung versagte.

Ein hübsches Dorfdröhl haspelte gerade einen Eimer voll herauf und stellte ihn auf den Brunnenrand.

Da kam Schmidt dazu. Gerade in dem Maße, wie er auf seine Frau eifersüchtig war, konnte er selber flatterhaft sein.

Es ist das keine nobelstifische Verzeichnung seines Charakters — solche Männer giebt es nach Aussage gewiegter Sachverständiger mehr.

„Lach nur!“ hatte Frau Ella als Fräulein Ella zu Denen, die sie davor warnten, gesagt. „Ich fessle ihn schon an mich!“

Aber jetzt war sie nicht da. Und er begann mit dem schmutzen Dröhl ein scherzhaftes Gespräch.

Sie hatte ein Lachen, so silberhell, wie frischgemünzte Reichsthaler.

Er schaute nach ihrer braunen runden Hand — sie wollte ihm auskommen — ein Zerrn an den Fingern — da plötzlich sah er einen kurzen goldenen Ring, und ein tödtlicher Schreck befiel ihn.

„Mir ist —“ rief er und starrte in den Brunnen hinunter.

„Ja,“ sagte er nach einer halben Minute angelegentlich Schauend rathlos, „da unten liegt er im Wasser — mein Eherring — ist mir vom Finger abgegangen!“

„Ja, da liegt er drunten!“ bestätigte das Dröhl und sah ihn mit bangen Rehaugen an. „Ich kann aber nix dafür!“

„Ach freilich nicht!“ rief Schmidt aufgeregt. „Ich selbst war der Gf! Das Kameel vielmehr! Das paßt besser an den Brunnen nach der bekannten Bibelgeschichte! Aber ohne Eherring darf ich nicht heimkommen! Ella würde sterben! Sie ist abergläubisch, und ich kann doch nicht —“

Das konnte er freilich nicht! So viel begriff das Dröhl sofort! Denn was Eifersucht war, wußte sie auch — von ihrem Schatz. Das war kein Guter, wenn sie nach einem Anderen hätte sehen wollen!

„Ich muß hinunter!“ rief Schmidt mit jähem Entschluß. „Da hast Du einen Thaler Kind! Nimm ihn nur. Und nun haspelt mich in dem Eimer auf den Boden des Brunnens und dann wieder herauf! In zwei Minuten habe ich meinen Ring wieder und mache meiner Lebtag keine solche Dummheit mehr!“

Das Letztere versprach er sich und seiner Frau Ella.

Das Dröhl war gleich bereit — theils aus Mitleid, Mißthuld und dann wegen des Thalers.

Und viertens ihres Schatzes halber. Der sollte dazu kommen!

Schmidt stieg mit seinen dünnen Sommerschuhen in den feuchten Eimer, hielt sich an der rostigen Kette und sauste sich hinunter auch, da das Dröhl — so kräftig es war — die durch sein Gewicht beschleunigte Kurbedrehung nicht ganz zu mäßigen vermochte.

Mit einem Krach, der ihm durch alle Nerven ging und eine Sprühfluth des seichten Wassers unten über ihn hereinbrechen ließ, klatschte der Eimer auf dem Grunde auf.

Dann begann ein mühsames Fischen. Wenn man in diesen Ziehbunnen schon die elektrische Lampenbeleuchtung eingeführt hätte, wäre doch eigentlich ganz nett gewesen — unten sah die Gesichtsfläche viel finsterner aus als von oben her.

Endlich aber erhaschte er den Ring und athmete tief auf.

„De, Dröhl!“ rief er aus der Tiefe, — wie das benommen und kerkermäßig klang. „Zieh’ auf!“

Aber was war denn da droben auf einmal los!

Erst hatte es sich über der Brunnenöffnung verfinstert, als ob ein jähes Bergwetter käme, und jetzt prasselte auch schon eine Fluth von Schimpfwörtern los.

„Saperment, der Schatz!“

Richtig, wie ein Unglück selten allein kommt, hatte der Ruck der Herzerlebenslust vom Felde herbeigeführt — ein Blick in den Brunnen genigte, um eine Explosion in seinem leicht entzündbaren Herzen zu verursachen — und nun prasselte so was Urkräftiges von einer Naturszene über das arme Dröhl und den noch ärmeren Rentner herein, das ihm unten die Haare allmähig in die Höhe stiegen.

Wenn er nur hätte mitsteigen können!

Aber dazu wurden die Ausflüchte immer trüber.

Alle ihre Bitten, Schwüre und Beteuerungen halfen nichts — der Bursche wurde immer heftiger, und als er endlich gar mit handgreiflichen Gründen die Berechtigung seines Grobloss nachweisen zu wollen schien, ergriff das Mädchen laut schreiend die Flucht.

Schmidt athmete leichter.

Nach menschlicher Berechnung würde der Bursche nur mit Hälfte des Geldbeutel mit sich reden lassen und den armen Härtling gegen baare Reichthümung heraufhaspeln.

Aber menschliche Berechnungen gingen an diesem Unmenschen fehl.

„Sol!“ lächelte er mit satanischem Hohn in Brunnen tiefe. „Und Du bleibst da drunten hoden bis zum jüngsten Tag — ich geh’ nimmer weg da, bis Dich net die Ragen auf’fressen haben!“

Und nun begann der Entsetzliche eben so falsch als kräftig: „Fest steht und treu Die Wacht die Wa — a — ht am Rhein!“

„Neht nette Ausflüchte das!“

Schmidt zog alle Register seiner Ueberredungskunst — versicherte dem Burschen auf Eid, daß nicht, rein gar nichts zwischen ihm und dem Dröhl sei — er stellte ihm die unendlichen Qualen eines langsamen Hungertodes in dieser Grust vor und fügte bei, daß nach seiner unmaßgeblichen Anschauung auch für den Wächter droben das Warten mit der Zeit langweilig werden müßte — er machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich nach dem deutschen Reichsrechtsgelehrbuch eines bedachten Mordes schuldig mache und selber höchst wahrscheinlich dafür getödtet würde — er beschwor ihn endlich um seiner hübschen jungen Frau willen, die nun als vierzehntägige Wittwe elend an gedrohenem Herzen zu Grunde ginge —

„Über den Tyrannen oben rührte das

Alles nicht. Er schien einen unerschöpflichen Vorrath zu besitzen und sang mit einer Tonfülle, die alle Klagen seines Gefangenen erstidete, darauf los.

Endlich aber geschah ein Wunder. Was kein Appell an sein Herz vermochte, brachte ein Rührruf an seinen Magen zu Stande.

Die Mittagsglocke aus dem Dorfe ertönte. Da sprang der Bursche auf, warf nach einer wenig lieblosen Abschiedsformel einen großen faulen Apfel, der in der Nähe lag, auf den Kopf seines Arrestanten, an dessen neuem Strohhut das Geschloß — durch-aus nicht spurlos — zerbrach, und lief dann weg.

Dem Rentner unten wurde ein wenig hoffnungsvoller um’s Gemüth. Nun galt es nur, Vorübergehende durch Anrufe aufmerksam zu machen und durch reiche Versprechungen für das Rettungswort zu gewinnen.

Aber Schmidt sah bald, daß er seine Lage etwas zu optimistisch auffaßte.

Der Kreuzweg schien auch rein gar nichts von einer Frequenz an sich zu haben.

Ueber eine Stunde lauschte er athemlos, ohne nur das geringste Geräusch oben zu vernehmen.

Endlich aber kamen schwere Schritte. Der Gefangene rief aus Leibesträften um Hilfe und erlebte wirklich die Freude, wahrzunehmen, daß die Tritte sich näherten.

Er zog die Börse und nahm ein Goldstück heraus.

Da ward auch schon oben ein Kopf sichtbar.

Leider war es nur der einer — Ruh, die mit verwundertem Brunnen den seltsamen Gast da unten betrachtete und dann ihren gemüthlichen Spaziergang wieder fortsetzte.

Der ärmste aller zur Zeit athmenden Schmidtidler litt fürchterlich. Ragen, Müden- und Seelenschmerzen peinigten ihn ungläublich. Was würde Frau Ella von ihm denken? Hielt sie ihn für verunglückt, geraubt, entflohen? Und dazu die wunderbaren Forellen, die es heute gab! Bei der Erinnerung an sie begann sein Magen wie ein fibrischer Wolf zu bellen und gleichzeitig sumimte sein eingeschlafener linker Fuß fast hörbar.

So verstrich wieder eine Stunde. Da kam neuerdings ein Geräusch gegen den Brunnen her.

Der Härtling schrie jämmerlich und herzzerreißend.

Gott sei Dank — ein Mensch — das runzlige, von einem Kopfschmerz umrahmte Antlitz eines alten Weibleins erschien einen Augenblick über den Brunnenrand.

Dann aber ein erschreckter Schrei.

„Jesse, der Teufel!“ Und davon stürzte die abergläubische Alte und erzählte dabei noch nach sechs Wochen Schauerhaftes von der drei ellenlangen glühenden Zunge, die Spadifantus lechzend aus dem Brunnen nach ihr heraufgestreckt habe.

„Ja, ein Teufel war er, aber ein recht armer!“

Er versiel in dumpfbürrende Melancholie, gab Frau Ella und die Welt verloren und rechnete schon resignirt aus, wie lange er wohl sein Leben da unten fristen könne.

Wasser war ja, wenn er sparte, für einige Tage da — aber mit dem Essen sah’s windig genug aus. Einige Mahlzeiten konnte am Ende der Strohhut mit Apfelmompott geben — mein Gott, viel Appetit hatte er ja nicht — und eine gewisse Abwechslung ließ sich vielleicht durch rohes Goldbrosen-Beeftast und Cigaretentafeln beschaffen bringen. Aber später dann? Wie Lustreiquet und Piquetteste ihm beschamen — davon hatte er allerdings noch keine blasse Idee.

Während er so kummervoll seinen Haushaltungsplan entwarf, hörte er plötzlich — es war schon gegen Abend — wiederum Stimmen.

Bekannte — entsetzlich bekannte Stimmen, zwei Stimmen, die sein tiefstes Innerstes erregten, die ihn fast zur Raserei brachten.

Frau Ella und der Better Lieutenant!

Wo kam denn der her — er, der zu dieser Stunde programmmäßig noch mitten im Gebirge herumstolpern sollte?

Die Eifersucht dehnte und redete dem armen Rentner den Hals in die Höhe — aber es nützte nichts — er sah aus seiner Tiefe nicht empor.

Dafür hörte er um so besser.

Was war das? Sie lachten mit einander. Ella lachte und scherzte mit einem Anderen, während sie — wenn aus Schmerzen noch nicht ganz lobt — doch nach seiner Anschauung auf dem besten Wege in’s Jenseits hätte sein sollen!

O Schlange, Ratter, Viper von einem Weib!

„Ah! Sie sehten sich ahnungslos neben den Brunnen auf das Holzbankchen unter dem Apfelbaum.“

So konnte er unten Alles belauschen! „Ach, theuerste Kousine, wie froh

dürfen Sie sein“ — lachte Urban, „den faßen Geden auf so nette Manier los zu werden! Jedenfalls mit Ballerine oder so was durchgebrannt! Ehemänner von heute! Kennt man ja! Jagens-Strohband in vierzehn Tagen vollkommen verfliegen! Na, werden ihm aber Standpunkt klar machen! Schneidigen Anwalt nehmen — in drei Wochen Scheidung — und dann —“

Eine Pause, gerade lange genug, um einen Ruß zu tauschen, folgte.

Schmidt hörte zwar nichts, aber er ahnte Alles und die Eifenkette klirrte in seiner Hand.

„Sollte mir kommen!“ hob der Lieutenant wieder an! „Wollte ihm mal elend Wahrheit sagen! Und wenn er sich in Erdboden verkröche, wenn er in diesem Brunnen schiefte — wollte ihn schon heraufzogen! Sehen Sie mal — so!“

Mit Entsetzen fühlte Schmidt da einen Ruß im Eimer und noch einen und wieder einen —

Ha! der Verräther wollte ahnungslos ihn an das Licht befördern.

Aber jetzt nützte ihm dieses Geschenk nichts mehr! Jetzt wollte er nicht mehr leben! Er wollte die Ungetreue nicht mehr sehen! Hier unten wollte er jämmerlich zu Grunde gehen, damit die Sache später einmal in alle Zeitungen, ja, in fünf ergreifenden Akten auf alle Bühnen käme — das sollte seine Rache sein!

Er spreizte und stemmte sich mit Händen und Füßen, blies die Backen auf und machte sich schmer — aber der Lieutenant schien die Kraft eines Hercules zu besitzen — Ruß um Ruß und schließlich, wie er sich zusammenhaarte, ward Schmidt gleichwohl über dem Brunnenrande sichtbar.

Mit einem Satz sprang er wüthend aus dem Eimer auf die Beiden los: Sein Anblick sollte sie vernichten!

Aber was war das?

Statt glimmstengelstarr in Ohnmacht zu fallen, brachen Beide in helles Lachen aus und die alten Tantzen und Nubmen — die standen alle vollzählig — lachten vergnüglich mit.

Und der Riesenbursche, der die Kurbel drehte — es war also gar nicht Urban gewesen! — lachte auch und hinter ihm das verschmitzte, wohlbekannte Unheilssdröhl lachte mit.

„Was soll denn das sein?“ stammelte der Rentier.

„Eine kleine Lehre, Otto, Erich, Wilhelm!“ sagte da seine Frau freundlich und streckte ihm die Hand entgegen.

„Die Kleine da hat beim Mittagessen aus Schreck Alles gebeichtet und wir haben beschloffen, Dich von Flatterfenn und Eifersucht mit einem Schläge zu kurieren und diese kleine Komödie zu spielen!“

„Romödie? Alles? Auch die Pause? frug Schmidt argwöhnisch.“

„Auf Schnurrbart!“ schwor der Lieutenant lachend. „Frau Gemahlin zwar reizendste Cousine des Planetensystems — aber Eifersucht vollständig unnötig! Berehere nur per Distance, wie Better zutommt!“

„Na!“ sagte Schmidt und traute sich hinter den Ohren. „Dann laßt uns was essen, Kinder! Die „Brunnenkur“ hat geholfen — ich verspreche Dir’s, Frau Ella! — aber hungrig macht sie! Kommt!“

Ein Briefwechsel.

Skizze von G. Holzrath.

Bei der Landpartie, die der taufmännische Verein „Unitas“ demnächst veranstalten würde, hatte Robert sich ganz bestimmt vorgenommen, das entscheidende Wort zu sprechen. Entweder — oder!

Er mußte doch schließlich einmal wissen, woran er war, nachdem er den ganzen Winter hindurch sich um die Gunst des Mädchens in Gesellschaften und auf Bällen bemüht hatte.

Der schnellst erwartete Tag war herangekommen. Im schattigen Walde, unter dem Vorwande, Erdbeeren zu suchen, führte er sie abseits von den Ästen und Zungen. Aber es wurde ihm schwer, mit der Sprache herauszurücken. Alle dargeheim wohl überlegten und reiflich bedachten Einleitungen, die scherzhaften, wie die ernstesten, blieben ihm in der Kehle stecken.

„Gott, wie fabel!“ dachte Bertha und beobachtete ihn unbemerkt von der Seite. Er ging, langsam schlendernd, neben ihr her, sah sinnend zu Boden und schweigend griff er hin und wieder nach einem Eichenblatt, das er zerpflückte. Dabei färbten sich seine Fingergspitzen grün.

Wenn er wenigstens hübsch gewesen wäre, wie der Affessor! —

„Merst Du was?“ fragte, als die beiden jungen Leute im Walde verschwunden, die Mutter den Vater.

„Ne!“ meinte der und lachte ruhig an dem kalten Hühnerflügel weiter, dem letzten schönen Reste des mitgenommenen Frühstücks.

„Ich glaube, der junge Wortf wird heute mit unserer Bertha reden. Diese Entfernung ist geradezu auffällig.“

„Na, mir wär’s schon recht, wenn endlich mal einer Ernst machte mit dem Mädch, damit die ewige Bouffikerei mal aufhörte! Dabei kommt nichts raus Fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig!“

„Sechszwanzig ein halb!“

„Ru den!“ nur! Wie oft Du schon geglaubt hast, daß eine Verlobung zustande kommen würde, bald mit diesem, bald mit jenem! ... Immer war’s ne Vorhoffnung ... Hat denn der nun wirklich reelle Absichten?“

„Aber Hermann! Was sollte er denn sonst für Absichten haben, wenn keine reellen?“ entrüstete sich die Gattin.

„Gar keine!“ versetzte phlegmatisch der Ehemann und warf den weißen, glänzenden Knochen des Hühnerflügels nach einem neugierig zuhörenden Finten.

Inzwischen hatte der schüchternere Robert noch immer nicht den Muth gefunden, sich zu erklären. Das ärgerte Bertha. Sie war ihm zwar nicht gut, aber sie hätte sich doch gern mit ihm so bald als möglich verlobt, vorausgesetzt, daß nicht ... inbessen, hm, darüber konnte sie sich ja innerhalb vierundzwanzig Stunden Gewißheit verschaffen ... nachträglich! — Wenn sie nun zu den Uebrigen zurückkäme, sollte sie dann wieder keine bestimmte Antwort geben können auf die lästigen Fragen der Mutter? Sollte sie wieder die malignösen Blicke des weiblichen Theiles der Gesellschaft ruhig hinnehmen? ... Nein, das durfte nicht sein, ganz entschieden nicht!

„Herr Wortf, ich denke, wir wollten Erdbeeren suchen?“

Robert lächelte verlegen und erröthete ein wenig. „Dachten Sie das faktisch, Fräulein Bertha?“

Und mit zärtlichem Blicke strafte er sich selber Lügen.

„Gewiß ... was denn sonst, Herr Wortf?“

„Fräulein Bertha, ahnten Sie wirklich nicht, daß das nur eine Ausrede war, um Sie allein unter vier Augen zu sprechen?“

„Eine Ausrede! ... Was könnten Sie mir allein unter vier Augen zu sagen haben?“

„Daß ... daß ... ich Ihnen gut bin Fräulein Bertha!“

Sie schwieg und er auch. Das Paar war stehen geblieben. Robert bemühte sich ängstlich, die Antwort aus ihren Mienen zu lesen. Aber darin stand nichts geschrieben; weder Ueberraschung, noch Freude, noch Unmuth.

Reinlich berührte ihn, ungemein komisch die diese Pause.

Inbessen, die Sache mußte doch ihren Fortgang nehmen. Darum kam Bertha dem Freier zu Hilfe:

„Sie sind mir gut, Herr Wortf? ... Sie sollten das einem Mädchen nicht sagen, das Sie achten; es sei denn, daß Sie ... ernste Absichten hätten ...“

„Bertha, liebste, theuerste Bertha, können Sie daran zweifeln?“

Und Robert ergriff ihre Hände und führte sie etwas zaghaft an seine Lippen. Wie er sich dabei bückte, schaute das Mädchen gleichgültig über ihn hinweg in’s Grüne.

Muthig, weil er keinen Widerstand fand, wagte er jetzt, sie auf den Mund zu küssen.

Auch das ließ sie geschehen — aber sie dachte dabei an die Küsse eines Anderen.

Wie nun das Paar zu der Gesellschaft zurückkehrte, wußten sämtliche Damen: Der junge Wortf hat gesprochen.

Robert in seinem Jubel hätte am liebsten allen, die von der Parthie waren, Bertha und sich als Verlobte vorgestellt, er war aber von dem Mädchen ausdrücklich gebeten worden, heute noch nicht die Eltern um ihre Einwilligung anzufragen; er möchte noch einige Tage damit warten.

„Warum denn, Herz?“ hatte er schüchtern einwandt. Doch ein entscheidendes: „Ich will, daß Du erst übermorgen anhält!“ war ihm statt aller Erklärung zu Theil geworden. —

An demselben Tage Abends schrieb dabei in ihrer Stube Bertha folgenden Brief:

„Lieber Oskar!“

Ich wünsche, daß Du Dich umgehend ohne die gewohnten Ausreden klipp und klar darüber äuserst, ob und wann Du Dein Wort einlösen und mich heirathen willst.

Wenn es Deine Lage noch nicht gestattet, so werde ich eventuell noch ein Jahr warten, aber ich verlange ein schriftliches Versprechen, und zwar umgehend.

Deine Dich liebende Bertha.“

Die Antwort lief mit der zweitägigen Post schon ein:

„Lieber Bertha!“

Ich kann in absehbarer Zeit an’s Heirathen wirklich noch nicht denken. Es

können darüber noch Jahre vergehen. Ich werde Dir Ende nächster Woche ausführlich alles Nähere mittheilen. Für heute grüße und küsse ich Dich.

In Eile Dein Oskar.“

Bertha las den Brief, einmal, — zweimal. Dann lachte sie höhnisch, zerrte ihn in tausend Stücke und schrieb mit rascher, nervöser Hand:

„Mein theurer Robert! Komm“, bitte, heut’ Mittag zu uns, ja? Ich gebe jetzt, die Eltern auf Deinen Besuch vorzubereiten und zweifle nicht, daß Du ihnen als Schwiegerohn hochwillkommen sein wirst. Mit herzlichstem Gruß und Kuß

Deine Dich innig liebende Bertha.“

Das Wetter und das menschliche Gemüth.

Ein englischer Arzt hat sich während eines Zeitraumes von sechzig Jahren die Mühe gegeben, den Einfluß des Wetters auf die Gemüthsstimmung der Menschen zu beobachten, und hat gefunden, daß wir geplagte Erdwürmer mehr oder weniger unter dem geheimen Einflusse der Atmosphäre und der Richtung der Winde stehen. Nicht unrichtig theilt er die Menschen in zwei Klassen, nämlich in sanfte und heftige. Freilich gibt es zwischen diesen Klassen noch unzählige Spielarten, nämlich beim sogenannten schönen Geschlechte, jedoch gehören diese hier nicht her.

Den Erfahrungen des scharfsichtigen Briten zufolge sind nun im Winter bei trockener Kälte und herrschenden Nord- und Nordwestwinden die Sanften lebhaft, ja, zuweilen jähorig, die Heftigen rauh und verbrießlich; bei demselben Winde mit Schnee, Regen und Kälte sind die ersteren bloß wunderlich, die letzteren leidenschaftlichen Auswüchsen unterworfen; bei Nordost oder Ost mit trockener Kälte befielt die sanfteste, weibliche Taube ein bischen Ungebuld und Wunderlichkeit, während der heftige Herr Gemahl aufgeregt und zu Beleidigungen sehr disponirt ist, was sich beides unter dem Einflusse desselben Windes bei Nachtälte noch steigert.

Sind die Sanften recht geschmeidig und höflich, die Brautstöpsel in einer recht erträglichen Stimmung, dann dürfen wir überzeugt sein, daß der Wind von Süden herweht, und wir werden die Pelzhandschuhe auch ein bischen ausziehen dürfen. Sind dagegen die lieben Erdengel übel aufgelegt und leihen keiner Bitte gern ihr Ohr, die Aufgeregten dagegen erdlich ärgerlich und voll Verdruß, dann heißt es Südbst, feucht und wenig kalt. Keiner Westwind mit trockener Kälte macht die Sanften munter und fröhlich, die Heftigen unternehmend, jedoch mit Aufregung — betänntlich herrscht solche Witterung meistens um Fastnacht. Derselbe Wind mit feuchter Kälte, wie sie meistens unter unserem Himmelsstriche in der Fastenzeit einzutreten pflegt, befördert bei den Sanften Wunderlichkeit, und macht die Heftigen sehr verbrießlich. Nebel, düsterer unwölkter Himmel, starker Wind und Gewitter wirken sehr ungnädig ein und die Stimmung wird erst freundlicher, wenn sie vorüber sind.

Der Einfluß der Winde zu anderen Jahreszeiten läßt sich aus dem Angeführten folgern; nur muß eine vortheilhafte Lufttemperatur immer für günstiger angesehen werden. Im Frühling nimmt die Gemüthsstimmung bei beiden Hauptcharakteren um so schneller eine heitere Färbung an, je höher die Sonne steigt, desto besser wird die Laune. Im Sommer bewirkt die Hitze Abspannung, welche, wie wir Alle wissen, die Menschen gegen alle angelegtere Beschäftigung abgeneigt macht. Diese Abspannung zeigt sich da am sichtbarsten in den höheren Ständen, und die gnädigsten Herren werden gegen Bitten aller Art höchst ungnädig, der Witterungscharakter mag sein, welcher er will. Wer bei solchen etwas nachzusuchen hat und kann es nicht verschreiben, dem rath der ehrliche Engländer seinen Besuch nicht eher abzukanten, oder seinen Brief nicht eher abzuschicken, als um zwei Uhr. Er rath überhaupt, in solchen Tagen Niemanden zu stören, als bis er sich restaurirt hat, und meint, die freudigsten Hoffnungen können dadurch gestört werden, daß dem Frühstüde nicht Zeit genug gelassen wurde, die Wolken von der Stirn des Gönners zu verjagen, mit welchen er auffand.

Jedermann muß gefühlt haben, daß man nach dem Aufstehen zu allen Jahreszeiten einige Zeit braucht, um den Geist für seine gewöhnliche Thätigkeit in gehörige Stimmung zu bringen. Das Blut bewegt sich träge, bis Bewegung und Erfrischung von innen den Lauf desselben munter macht. Daher ist der Morgen selten eine Zeit, um die gute Laune des Gnadenpenders in Anspruch zu nehmen.